

HELMUT FELD

Der bedeutendste katholische Theologe des 20. Jahrhunderts?

In Regensburg und Tübingen ist zur Zeit ein Unternehmen im Gange, dessen Bedeutung für die kirchliche Zeitgeschichte und die Geschichte der Theologie des 20. Jahrhunderts nicht so leicht überschätzt werden kann. Es handelt sich um die Edition der nachgelassenen Schriften von Wilhelm Klein (1889–1996)¹. Bisher sind zwei Bände erschienen². Schon der äußere Lebenslauf dieses Jesuiten, – des ältesten, der je gelebt hat, vielleicht sogar des ältesten Priesters der Katholischen Kirche, – ist reich an Merkwürdigkeiten. Geboren am 24. März 1889 in Traben an der Mosel, besuchte er das berühmte humanistische Friedrich-Wilhelm-Gymnasium in Trier, wo er mit dem späteren Münsteraner Philosophen Peter Wust (1884–1940) in der gleichen Klasse saß. Wie er später gelegentlich erzählte, erhielten sie beide im Abitur-Aufsatz die Note Eins. Bis in sein hohes Alter hinein handhabte Wilhelm Klein das Instrument der deutschen Sprache mit großer rhetorischer Meisterschaft. Seine Vorträge und Predigten erzeugten niemals Langeweile.

Von 1907 bis 1913 studierte Klein Philosophie und Theologie an den von den Jesuiten geleiteten römischen Elite-Ausbildungsstätten, der Päpstlichen Universität Gregoriana und dem Collegium Germanicum-Hungaricum. Aufgrund einer besonderen Erlaubnis des Papstes Pius' X. (1903–1914) wurde er, noch nicht vierundzwanzigjährig, am 28. Oktober 1912 zum Priester geweiht. Nach kurzer Kaplanszeit in der Nähe von Trier trat er 1913 in die Gesellschaft Jesu ein. Den ersten Weltkrieg verbrachte er als Feldgeistlicher an der Westfront. 1918 erlitt er schwere Verletzungen durch Granatsplitter, von denen einer in den Schädel eindrang und im Gehirn steckenblieb (vgl. Römerbrief, S. 129). Die vernarbte Wunde blieb lebenslänglich sichtbar: Es fehlte ein größeres Stück der hinteren Schädeldecke, und da er Haare wegen der Schmerzen nicht mehr ertragen konnte, sah man die über dem Gehirn pulsierende Haut. Gelegentlich wies er Besucher scherzhaft auf sein »pulsierendes Gehirn« hin. Im Alter sprach er dann von einem »Gehirnschrittmacher«, mit dem ihn Gott ausgestattet habe, um ihn bestimmte Dinge klarer erkennen und anderen übermitteln zu lassen. Ein zweiter Splitter, der ihn an der Wirbelsäule getroffen hatte, hinterließ ebenfalls eine Spur, die ihn für sein ganzes Leben zeichnete: Seine ohnehin kleine Gestalt blieb leicht gekrümmt. In diesen wie in anderen Dingen sah er sich in der Gefolgschaft seines Lieblingsapostels Paulus, des »Kleinen« (vgl. Römerbrief, S. 14). Gegen die Beschwerden, die ihm sein »Corpus-

1 S. Gisbert GRESHAKE, Art. Klein, Wilhelm, in: LThK³ 6, 1997, 122.

2 W. KLEIN, Gottes Wort im Römerbrief. Vorträge im Kolleg 1958 bis 1961. Nach den Manuskripten bearb. v. Albert RAUCH, Tübingen 1998. 528 S. – DERS., Gottes Wort im Kirchenjahr. Vorträge im Kolleg 1957 bis 1961. Nach den Manuskripten bearb. v. Albert RAUCH, Tübingen 1999. 603 S.

culum« verursachte, ging er mit verschiedenen selbstverordneten Diäten, viel kaltem Wasser und eiserner Disziplin vor.

Unmittelbar nach seiner schweren Verwundung hatten ihn Ärzte und Sanitäter aufgegeben. Den fast schon Toten brachte sein Mitbruder Joseph Grisar (1886–1967), ein Neffe des bekannten Luther-Forschers Hartmann Grisar (1845–1932), zu einem Eisenbahnzug, den die Berliner Juden ausgerüstet und an die Front geschickt hatten. In diesem Zug tat Edith Stein (1891–1942) als Krankenschwester Dienst. In ihr, die ihn für einige Tage mittels morphinhaltiger Medikamente bewußtlos und damit schmerzfrei machte, sah er seine Lebensretterin. Er begegnete der jungen Philosophin wieder, als er, nach seiner Genesung zum Studium in Freiburg freigestellt, bei Joseph Geysler (1869–1948) promovierte. Edith Stein war Mitarbeiterin von Edmund Husserl (1859–1938), in dessen Lehrveranstaltungen Klein auch Martin Heidegger (1889–1976) begegnete. Von seinen Oberen wider Willen zum Doktorat verpflichtet, suchte er nach einem Thema, in das er möglichst wenig Zeit investieren mußte. Man machte ihn auf einige Schriften des Nikolaus von Autrecourt (14. Jh.) aufmerksam, die in der von Clemens Baeumker herausgegebenen Reihe zur Philosophiegeschichte des Mittelalters erschienen waren³. Seine Dissertation diktierte er darauf einer Witwe, die mit Schreibearbeiten ihr geringes Einkommen aufbesserte, in die Schreibmaschine. Wie er mir versicherte, gab er das Ganze ab, ohne den Text noch einmal durchgelesen zu haben. Er war überzeugt, daß auch Doktorvater (Geysler) und Korreferent (Husserl) die Arbeit nicht gelesen hatten, ebensowenig Edith Stein und Heidegger, denen sie übergeben worden war. 1921 wurde Klein promoviert – zusätzlich zu den beiden Promotionen, die er bereits in Rom erlangt hatte.

Obwohl er für diese Art »Wissenschaft« nichts als Verachtung übrig hatte, machte man ihn zum Professor für Philosophie an der Ordenshochschule in Valkenburg (1922–1929). Als ich ihn in seinem hohen Alter einmal fragte, welches Fach er denn damals gelesen habe, brummte er unwillig: »Die Kritik«. Die »Kritik« oder »Logica maior« war innerhalb des von den Jesuiten dozierten neoscholastischen Systems so ungefähr das Stumpfsinnigste und Lächerlichste, was man sich vorstellen kann: Der Traktat diente hauptsächlich dazu, das gesamte philosophische Denken der Neuzeit, angefangen von Descartes, über den Deutschen Idealismus bis zu Nietzsche und den Existentialisten zu diskriminieren und auf einen »universalen Skeptizismus« zu reduzieren.

In den darauffolgenden Jahren bekleidete Klein höhere Ämter innerhalb des Ordens, von 1932 bis 1938 das des Provinzials in Köln. Im Auftrag des Ordens unternahm er zahlreiche Reisen, die ihn in verschiedene Weltregionen führten. Nach dem zweiten Weltkrieg wurde ihm keine leitende Funktion mehr übertragen. Von 1948 bis 1961 war er Spiritual am Collegium Germanicum-Hungaricum in Rom. Hier entwickelte er sein originelles und profundes theologisches Denken, das er vor allem in Abendvorträgen (Betrachtungspunkten, Exhorten und der sogenannten »monatlichen Erneuerung«) mitteilte. In den ersten Jahren sprach er zumeist in freier Rede, an einem biblischen oder liturgischen Text entlangehend. Später, als er angefeindet und als Häretiker diskriminiert wurde, machte er sich Notizen. Schließlich schrieb er alles, was er sagte, wörtlich auf. Viele der auf diese Weise entstandenen Manuskripte zerriß er kurz darauf. Ein Großteil der Aufzeichnungen wurde jedoch – entgegen Kleins mehrfachen Anweisungen, sie zu vernichten – gerettet⁴. Es ist damit wenigstens die Spur eines bedeutenden

3 Joseph LAPPE, Nikolaus von Autrecourt. Sein Leben, seine Philosophie, seine Schriften (Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters 6/2), Münster 1908.

4 S. dazu das Nachwort von Albert RAUCH in: KLEIN, Römerbrief (wie Anm. 2), 522ff.: »Zur Geschichte der Manuskripte – habent sua fata manuscripta«, und die Einleitung von Wilhelm OTT u. Nikolaus WYRWOLL in: KLEIN, Kirchenjahr (wie Anm. 2), 5ff.

theologischen Denkens in unserem Jahrhundert gesichert worden, und allen an dem Rettungswerk und der jetzt in Gang gekommenen Edition der Texte Beteiligten gebührt uneingeschränkter Dank.

Die zentrale Idee, um die Kleins Denken in den Jahren 1956–1961 kreiste, war das, was er die »Marienwahrheit« nannte: Die Vorstellung, das Geheimnis von der reinen Schöpfung war seiner Ansicht nach das, worum es in der Schrift von der Genesis bis zur Apokalypse eigentlich ging. Am Römerbrief des Apostels Paulus zeigte er dies in einer über die Jahre sich hinziehenden Wort-für-Wort-Exegese. Sie erreichte ihren Höhepunkt zu Beginn des Jahres 1960 in der Auslegung von Röm 8,30 (προώρισεν, ἐκάλεισεν, ἐδικαίωσεν, ἐδόξασεν), der Mitte des Römerbriefes (Römerbrief, S. 361–391).

Es gibt die reine, nie gefallene, unversehrt und unbefleckt gebliebene Herrlichkeit Gottes im persönlichen Geschöpf seiner Liebe, in dem er *seine* Herrlichkeit geschaffen hat. Erschreckt sehen Sie gewöhnlich auf und wehren ab, wenn ich wieder darauf zu sprechen komme. Sie wehren ab und gehen allenfalls mit, wenn ich sage: diese geschaffene Herrlichkeit Gottes ist die Herrlichkeit Jesu Christi, des Einzigebornen des Vaters.

Wenn ich aber fortfahre und sage, diese Herrlichkeit der geschaffenen Menschheit Jesu Christi, die in der ewigen Schöpferperson Jesu Christi getragen wird, ist geschaffen in der geschaffenen Person der Gottesmutter, dann werden wir unruhig. Dann beginnt jedesmal der unheimliche Pudel sich zu regen und aufzubäumen (Römerbrief, S. 388).

Dieser Faustische Pudel ist die in jedem wirksame und wache ἀμαρτία, die große Gegenkraft der Immaculata und Assumpta. Obwohl die ἀμαρτία als treibende Kraft der Menschheitsgeschichte dem entgegenwirkt, wird doch in den Äonen der Kirche die Braut zunehmend enthüllt. Insofern ist das zwanzigste Jahrhundert der Kirche weiter als das erste (Römerbrief, S. 389). Wenn überhaupt irgendwo, dann zeigt sich an dieser Stelle vielleicht ein gewisser Einfluß Hegels. Nach Hegel manifestiert sich die Wahrheit des christlichen Dogmas in der Geschichte, wobei dessen historische Herkunft zunächst einmal gleichgültig ist⁵. Klein selbst hat eine wesentliche Beeinflussung seines Denkens durch Hegel stets in Abrede gestellt, sich sogar ausdrücklich davon distanziert (vgl. Römerbrief, S. 73f., 283). Vielmehr bekannte er sich in seiner Schriftauslegung und seinen theologischen Ideen als Schüler des heiligen Augustinus. Daß das zutreffend ist, kann der Leser beinahe auf jeder Seite seines hinterlassenen Werkes feststellen.

Entgegen den Grundtendenzen der historisch-kritischen Exegese, die damals, nach Erscheinen der Enzyklika »Divino afflante Spiritu« Pius' XII.⁶, gerade innerhalb der Katholischen Kirche sich durchzusetzen begann, ging Klein bewußt auf die allegorische Auslegungsmethode der Väter, insbesondere des Augustinus, zurück, weil er sie letztlich für die sachgemäßere hielt. Die Kapitel 30–32 des zwölften Buches der »Confessiones« waren für ihn die hermeneutische Schlüsselstelle schlechthin (Römerbrief, S. 12f.). Auf eine verkürzte Formel gebracht lautet der Leitgedanke für Lesen und Verstehen der Bibel: Die Wahrheit der Schrift ist umfassender, weiter, tiefer, als es die vordergründige Rede des jeweiligen biblischen Autors (Moses, Jeremias, Paulus) zum Ausdruck bringt.

In den von ihm über alles geschätzten drei letzten Büchern der »Confessiones« fand Klein auch die »Marienwahrheit«, vor allem in den tiefen Gedanken über das Verhältnis von ewigem Gott und zeitlichem Geschöpf, die um die Idee von der *intellectualis creatura*

5 Vgl. etwa: Vorlesungen über die Philosophie der Religion, in: G. W. F. HEGEL, Werke in zwanzig Bänden (Theorie Werkausgabe 16), Frankfurt a.M. 1969, 45–49.

6 30. September 1943: AAS 35, 1943, 297–326.

kreisen (Conf. 12,9–17). Wie schon bei Augustinus ist auch für Klein die Kreatur, die nicht gleich ewig wie Gott ist, aber dennoch sich nicht in die Zeiten verliert, sondern an der Ewigkeit Gottes teilhat, zugleich hermeneutisches Prinzip, durch das der Menschengeist Einsicht erlangt (*intelligat*) in das Geheimnis der Schrift und des ewigen Gottes (Conf. 12,11,13). In einer großartigen, für alle damaligen Hörer unvergessenen Wort-für-Wort-Exegese der drei letzten Bücher der »Confessiones« (die bekanntlich ihrerseits eine Auslegung des Anfangs der Genesis sind) entfaltete er im Sommer 1957 in einer im Park von San Pastore bei Rom gehaltenen »geistlichen Lesung« diesen Gedanken in allen denkbaren Variationen (vgl. Kirchenjahr, S. 308f.; leider existieren darüber wohl keine Aufzeichnungen mehr).

Eine weitaus größere Skepsis als einem Kirchenvater je eingefallen wäre, hatte Klein bezüglich der gesprochenen und geschriebenen Wörter, auch derjenigen der Heiligen Schrift. Die Sprache in ihrer konkreten Gestalt war für ihn die Sprache des fallenen Menschen und deshalb zweideutig und verlogen.

Als unsere Vorfahren das griechische Wort λέγειν, sprechen, verdeutschten, sagten sie λέγειν ist lügen, λόγος ist Lüge. Wer spricht, der lügt. Sprechen ist lügen, λόγος ist Lüge. Jede Sprache der Menschen? omnis homo mendax? Ja, so sagt der Psalmist. [Ps 115,11; Röm 3,4] (Römerbrief, S. 391)

Klein wurde nicht müde zu betonen, daß auch das im Neuen Testament festgehaltene Wort »fleischliches« Wort, γράμμα, tötender Buchstabe (2 Kor 3,6) ist. Leben und Sinn erhält das biblische Wort allein durch das πνεῦμα, das er mit »Maria« identifizierte.

Die Bibel führt zu Maria hin, wenn ihr Sinn uns offen ist. Die Bibel verschließt uns Maria, wenn wir am toten Wort hängen, wie die Antichristen uns versuchen, indem sie Christus, Christus rufen, Herr, Herr, aber nur im Wort bleiben. So das Wort stehen lassen, ist der Tod. (Kirchenjahr, S. 449)

Auch ohne den genaueren Kontext ist klar, was hier gemeint ist: das lutherische, reformatorische Verständnis der Bibel. In der Reformation – er sprach nur von der »sogenannten Reformation« (vgl. Kirchenjahr, S. 546f.) – sah Klein ebenso wie in der modernen, »aufgeklärten« Bibelwissenschaft einen Rückfall, auch in geistesgeschichtlicher Hinsicht – und mehr als das. In seiner Römerbrief-Auslegung (S. 337) stehen die folgenden schier ungläublichen Sätze:

Den größten Widerstand gegen das Aufleuchten der Marienwahrheit leistet der Versucher und Lügner von Anbeginn jetzt, indem er uns im wissenschaftlichen Aufklärungslicht einseitig herangebildeten Menschen unserer Zeit dazu versucht, in sturem Eigensinn am toten und tötenden Buchstaben der Hl. Schrift, dem γράμμα ἀποκτείνων, der littera occidens, am tötenden Buchstaben, wie der Apostel nachdrücklichst betont [2 Kor 3,6], uns festzubeißen und anzuklammern. Das in diesem Sinn ausgedrückte sola scriptura ist der Todfeind der Marienwahrheit, und ist gleichbedeutend mit einem sola fide, das im letzten den Gnadenvollzug des Glaubens mit seinem ohnmächtig hinsterbenden Wissensausdruck gleichsetzt. Der Ansturm der Reformation gegen die sichtbare römisch-katholische Kirche war im Grunde ein Ansturm von Professoren, die unter einer Fülle von Aufklärung aus dem aufblühenden Humanismus in die Versuchung gerieten, ihr Wissen ungeheuerlich zu überschätzen, und auf Grund dieser einseitigen Wissensaufblähung ihrer Zeit die Dogmen der sichtbaren römisch-katholischen Kirche für rückständig erklärten.

Im Zuge dieser gänzlich ungeschichtlichen und unverständigen Sicht der Reformation scheute er auch nicht vor einer moralischen Diskriminierung Luthers zurück:

Aber dann ging jener hin und hielt dies Leben mit Christus in Maria für eine Täuschung und entschloß sich, mit einem anderen Menschen zusammenzuleben, der im gleichen Weg der Jungfräulichkeit sich Gott allein angetraut hatte. Und ausgerechnet aus Gottes heiligem Wort wollte er Weg und Ziel und Begründung nehmen für diesen Schritt, mit dem er hunderte von Millionen Menschen mit sich aus der Gemeinschaft der Kirche herausführt, ausgerechnet aus dem Brief des hl. Apostels Paulus an die Römer, in dem doch sein Ordensvater Augustinus in demütig gläubiger Betrachtung den Weg in die Gemeinschaft der Kirche, seine Sünde bezeugend, zurückgefunden hatte, und in ein Gott allein geweihtes Priesterleben. (Römerbrief, S. 91)

Sollen wir einmal ganz kurz hinweisen, warum Luther und die Reformatoren den Römerbrief gar nicht erfaßten? Sie trugen in die vom Hl. Geist eingegebenen Sätze des Apostels ihre eigenen Spekulationen. So erklärten sie Sünde und Sündenfolge, völlige Zerstörung der menschlichen Natur durch die Sünde usw. Und dann war ihnen der Zugang zum Wort Gottes versperrt (Römerbrief, S. 98).

Luther hat jahrelang Philosophie und Theologie studiert und den Römerbrief nicht verstanden, sonst wäre er nicht aus der alten Kirche fortgelaufen mit der unglücklichen Nonne. (Römerbrief, S. 174)⁷

An dieser ungeschichtlichen Auffassung von der Reformation – letztlich einer Folge seiner jesuitischen, einseitig neoscholastischen Ausbildung – hielt Klein, der zu vielen protestantischen Theologen und Kirchenführern freundschaftliche und herzliche Beziehungen hatte, bis in sein hohes Alter fest. Als ich den über Neunzigjährigen einmal in Bonn besuchte, fragte er mich, ob ich nicht der Ansicht sei, daß der unfruchtbare Professoren-Streit um die Worte der Bibel mit Luthers Reformation begonnen habe. Ich erzählte ihm einiges über die Auseinandersetzungen, die im 12. Jahrhundert mit Abaelard und Bernhard von Clairvaux begannen, die letztlich fruchtlosen Spekulationen und Streitereien spätmittelalterlicher Professoren, die zwar äußerlich kirchentreu und rechthgläubig waren, aber gleichwohl zum Teil »häretische« Ansichten vertraten, und daß es orthodoxe und »kirchliche« Theologen waren, die Jeanne d'Arc verurteilt hatten. Er sah mich nur zweifelnd an und machte anschließend allgemeine Ausführungen über den »Gläubigen« und den »Ungläubigen«. Das historische Detail hielt er letztlich für irrelevant.

Die schwache Seite dieses genialen Denkers war, daß er im Grunde völlig ungeschichtlich dachte, und er hatte wohl auch nicht genügend historische Kenntnisse. Seine Ansichten über Gestalten wie Franziskus von Assisi und Katharina von Siena waren unzutreffend, teilweise sogar grotesk (vgl. Römerbrief, S. 399f.). Als er schon über hundert Jahre alt war, fragte er mich einmal in Münster – es war mein letzter Besuch bei ihm – nach meinen Studien über Franziskus von Assisi. Dann ermahnte er mich dringend, nur ja die Geschichte von dem Bär nicht zu vergessen, die seiner Ansicht nach bei Franziskus das Wichtigste sei. Ich antwortete ihm: »Es war ein Wolf. Du meinst den Wolf von Gubbio«⁸. Darauf schrie er aufgebracht: »Nein, es war ein Bär!«

Weniger amüsant ist, wie er das »Mariengeheimnis« auf das konkrete Leben seiner Schüler übertrug, oder, sagen wir es einmal etwas gröber: wie er die Überhöhung und

7 Der Herausgeber Albert RAUCH liest: »ungläubigen Nonne«. Ich bin sicher, daß Klein Katharina von Bora als »unglückliche«, nicht »ungläubige« Nonne bezeichnete. Ich erinnere mich deshalb, weil ich seinerzeit über diese Sätze so verärgert war, daß ich zu einigen seiner folgenden Vorträge nicht mehr hinging und persönlich mit ihm heftige Kontroversen austrug. Er hätte auch kaum jemandem persönlich den Glauben abgesprochen (vgl. Kirchenjahr, 557, über Luther).

8 Vgl. Helmut FELD, Der Wolf von Gubbio, in: DERS., Beseelte Natur. Franziskanische Tiererzählungen, Tübingen 1993, 73–87.

Ideologisierung des zölibatären Lebens vollzog. Dies geschah vor allem in den Vorträgen, in denen er eine Einstimmung in die Subdiakonatsweihe gab, bei der ja die Verpflichtung zum Zölibat übernommen wurde, aber auch bei anderen Gelegenheiten (Römerbrief, S. 230–241; Kirchenjahr, S. 209–216; 286ff.; 361–365). In der Jungfräulichkeit des Priesterzölibats sah Klein das gelebte Zeichen des Mysteriums von Christus und Maria. Er sprach dem Zölibat deshalb sakramentalen Charakter zu.

Die von Gott im evangelischen Rat gerufene Jungfräulichkeit braucht nicht erst ein eigens eingesetztes Sakrament zu sein, sondern bezeichnet aus sich das marianisch ursprüngliche Brautverhältnis von Geschöpf und Schöpfer. Hier ist die Wiederherstellung da, die in der Ehe erst implizit unterwegs ist. So ist das ἔσχατον in der Jungfräulichkeit unmittelbar greifbar, was es in der Ehe nur mittelbar ist. (Römerbrief, S. 238)

Die üblichen praktischen, psychologischen, historischen Gründe, die für die Existenz und zur Verteidigung des Zölibats angeführt wurden, waren für ihn einfach lächerlich. Insbesondere wollte er weder von den religionsgeschichtlichen noch von den kirchengeschichtlichen (mittelalterlichen) Ursachen und Voraussetzungen des jungfräulichen Status etwas wissen. Vielmehr untermauerte er den durch das damalige kirchliche Machtssystem vorgegebenen und für verbindlich erklärten Zustand mit den subtilen Erwägungen seines Denksystems. Ganz ähnlich suchte er auch das ungeliebte Studiensystem zu rechtfertigen, das »die Kirche« damals ihren Alumnen verordnete: drei Jahre jesuitischer Neoscholastik, ein aus seinen geschichtlichen Zusammenhängen herausgerissener »Thomismus«, dessen Thesen man auswendig lernte. Endlich, im vierten Jahr, kam die Theologie an die Reihe. Aber was für eine »Theologie«! In der sogenannten Fundamentaltheologie sollte die Wahrheit der christlichen Offenbarung und der Katholischen Kirche begründet werden; in der Moraltheologie lernte man z. B., was Homosexualität im strikten und im weiteren Sinne sei, und wo genau beim Stehlen die Grenze zwischen lässlicher und schwerer Sünde lag (beim Gegenwert des Wochenlohns eines Facharbeiters!).

Als »die Kirche« im Zuge des auf das II. Vatikanische Konzil folgenden Reformers plötzlich die jahrelange philosophische Ausbildung der Priesteramtskandidaten einfach fallen ließ (um in das gegenteilige Extrem, die philosophische Unbildung des Klerus, zu geraten), da betonte Klein die Relativität allen äußerlichen, »weltlichen« Geschehens und sah das allein Entscheidende in der Liebe. Er hatte damals schon erleben müssen, daß viele seiner Schüler die Flucht vor dem Zölibat in die Familie angetreten hatten, mit und ohne kirchlichen Segen. In der Zeit, als er Rektor und Seelsorger in Bonn war (1961–1988), erklärte er mir einmal, Ignatius von Loyola, lebte er heute, würde vieles anders machen; er könne sich sehr gut vorstellen, daß es eines Tages verheiratete Jesuiten gäbe. Es folgte dann eine Reihe von abfälligen Bemerkungen über »die Kirche« im allgemeinen und den eigenen Orden. Ich fragte ihn, weshalb er überhaupt Jesuit geworden sei. Er antwortete, das entscheidende Motiv für ihn sei das Vorbild von Pater Fonck gewesen. Leopold Fonck (1865–1930), der Gründer und erste Rektor des Päpstlichen Bibelinstituts (ab 1909), war wie Klein Germaniker gewesen und später dem Jesuitenorden beigetreten. Er kämpfte unter dem Pontifikat Pius' X. gegen das Eindringen der historisch-kritischen Methode in die katholische Exegese. Prominentestes Opfer seiner Aktivitäten war der Dominikaner Albert M.-J. Lagrange (1855–1938), der Gründer der berühmten École Biblique von Jerusalem (1890). Die in dieser Zeit erlassenen Dekrete der Bibelkommission – sie sind nach dem Urteil neuerer katholischer Bibelwissenschaftler alle irrig – waren an Klein scheinbar spurlos vorübergegangen, ebenso wie der von Pius X. inszenierte Modernismus-Streit.

Aber eben nur scheinbar. Spätestens seit dieser Zeit wußte er, wie gefährlich es werden konnte, wenn man sich nicht an die kirchlich verordneten Sprachregelungen hielt. Spione und Gesinnungsschnüffler lauerten allenthalben. Während seiner Tätigkeit als Spiritual im Germanicum wurde er nacheinander als »Hegelianer«, »Gnostiker«, »Bultmannianer« angesehen. Für viele galt er als ganzer oder halber Häretiker. Als die Verdächtigungen zunahmen, wurde seine Sprache zunehmend kirchenkonformer und kirchenfrömmel. Er wollte wohl zeigen, daß er das System kannte und auf der Ebene der Sprache nicht zu packen war. Genützt hat es ihm letztlich nicht: Die Versetzung nach Bonn im Jahre 1961 beendete abrupt seine Römerbrief-Auslegung. Eine bodenlose Dummheit der Ordensleitung, die seine Weisheit und Erfahrung damit einer ganzen Generation von Theologen entzog.

Man muß sich vor Augen halten, daß die bis jetzt veröffentlichten und hoffentlich noch zur Veröffentlichung kommenden Texte Kleins gesprochenes Wort sind. Wichtig für ihr Verständnis ist ihr »Sitz im Leben«, die Situation, in die hinein sie gesprochen wurden. Sein Hörerkreis bestand aus ca. 120 »Alumnen«, wie man damals noch sagte, Studierenden der Philosophie und der Theologie, die in einem Priesterseminar (einem der ältesten und angesehensten der Katholischen Kirche) auf engem Raum zusammenlebten und von der »Welt« nahezu vollständig abgeschottet waren. Klein erkannte sehr gut das Unnatürliche dieser Situation. »Seminarium heißt Treibhaus«, sagte er, »Treibhaus unter einer großen Käseglocke.« Derartige und noch schärfere Kritik äußerte er allerdings nur im Gespräch unter vier Augen. Daß er Mißstände in der Kirche frontal und offen angriff, war äußerst selten (vgl. z. B. Kirchenjahr, S. 513, wo er im Zusammenhang mit dem Eucharistischen Weltkongreß in München 1960 von »Perversion der Eucharistie« spricht).

Barbara Hallensleben, die eine kluge Besprechung des ersten Bandes von Kleins nachgelassenen Schriften verfaßt hat⁹, hat diesen Hintergrund von Kleins Vorträgen nicht genügend beachtet. Frau Hallensleben spricht auch von der »fehlenden Wirkungsgeschichte der zentralen Thematik P. Kleins bei den vielen Theologen und auch Bischöfen unter seinen ehemaligen Alumnen.« Um hierüber zu einem definitiven Urteil zu kommen, müßte man die Werke der Betreffenden einer genauen Untersuchung unterziehen. Nach meinem Wissensstand existiert von den folgenden Hörern Kleins in den sechs Jahren von 1956 bis 1961 ein in deutschsprachigen Bibliotheken greifbares literarisches Werk (ich bitte um Nachsicht, wenn ich den einen oder anderen übersehen habe): Gottfried Bachl, Wolfgang Beinert, Herbert Biesel¹⁰, Karl Braun (Erzbischof von Bamberg), Helmut Büsse, Bernhard Casper, Matthias Eichinger, Helmut Feld, Franz Furger († 1997), Gisbert Greshake, Gotthold Hasenhüttl, Hanspeter Heinz, Peter Hünemann, Reiner Kaczynski, Kurt Krenn (Bischof von St. Pölten), Hans Küng, Jürgen Kuhlmann, Otto Langer, Karl Lehmann (Bischof von Mainz), Peter Lengsfeld, Wolfgang Lentzen-Deis, Oswald Loretz, Rudolf Mosis, Franz Nikolasch, Wilhelm Ott, Stephan Otto, Heinrich Petri, Hermann Josef Pottmeyer, Anton Rauscher, Winfried Schulz († 1995), Herman H. Schwedt, Wolfgang Seibel, Adam Seigfried, Michael Seyboldt, Jakob Speigl, Franz-Josef Steinmetz, Ernst Christoph Suttner, Arnulf Vagedes, Hermann-Josef Vogt, Helmut Weber, Friedrich Wetter (Kardinal-Erzbischof von München und Freising), Nikolaus Wyrwoll, Erich Zenger. Gegenstand der erwähnten Untersuchung könnte

⁹ Theologie und Glaube 88, 1998, 412–416; abgedruckt auch in: Kirchenjahr (wie Anm. 2), 595–601.

¹⁰ Biesels hervorragende, tiefgründige Essays erschienen in den drei Bänden: Das Leid in der Welt und die Liebe Gottes, Düsseldorf 1971; Dichtung und Prophetie, Düsseldorf 1972, und: Von altem und neuem Beten, Düsseldorf 1972; sie wurden in der (auch theologischen!) Oberflächlichkeit und Betriebsamkeit jener Jahre kaum beachtet.

sein, ob sich in den Werken der genannten Altgermaniker Einflüsse Klein'scher Ideen nachweisen lassen oder nicht, ob eventuell erkennbar ist, daß sich ein Autor bewußt von ihm distanziert u. ä.

Wilhelm Klein hat es seinen Hörern nicht leichtgemacht. Er hat in seinen Vorträgen und Gesprächen polarisiert, und es entstanden Fraktionen. Er wußte das natürlich und war nicht glücklich darüber (vgl. Kirchenjahr, S. 24). Aber das hinderte ihn nicht daran, seine zentralen Ideen mit großer innerer Überzeugung, ja Intransigenz vorzutragen. Seine Sichtweise, seinen methodischen Ansatz, an die Schrift und die kirchlichen Lehrdokumente heranzugehen, hielt er für den einzig sachgemäßen. Er ermahnte auch seine Hörer, sich im Gespräch mit den evangelischen Brüdern nicht bei der »Rechtfertigungslehre« und ähnlichen Nebensachen aufzuhalten, sondern ihnen die »Marienwahrheit« nahezubringen. Hoch interessant ist sein eigener diesbezüglicher Versuch gegenüber Karl Barth, der ihn sehr schätzte. Sein Brief aus dem Jahre 1959, in dem er die Heidegger'sche »Seinsvergessenheit« theologisch als »Marienvergessenheit« deutet, ist wohl eines der wertvollsten Dokumente neuerer Theologiegeschichte (Kirchenjahr, S. 449–451).

Wir sind uns im letzten einig, daß all unsere Ausdrücke zweideutig sind und der Mensch im Fleische nicht in stände ist, die Wahrheit seiner Erlösung »eindeutig« auszudrücken, auch nicht in der Bibel. Wir sprechen in gleicher Weise unser Bekenntnis: Jener Mensch, der unser einziges Heil ist, ist Gott selber, kein Geschöpf, sondern unser Schöpfer, der sich ein geschaffenes Wesen schafft, in dem er in unsere Verlorenheit kommt, um alle unsere Verlorenheit und Zweideutigkeit zu erlösen.

Dieses sein geschaffenes Wesen, so sagen wir weiter, vielleicht auch nicht ganz verschieden voneinander, ist in ihm, dem Schöpfer selber, nicht von einem geschaffenen »Träger« getragen. Denn unser Erlöser und Herr ist nicht zwei – ein Schaffender und ein Geschaffener – sondern der eine Herr, wie unser Credo sagt. Er ist die eine ewige Schöpferperson des Wortes des Vaters. Wenn sein geschaffenes Wesen nicht bloß eine vorgestellte Illusion, sondern Wirklichkeit sein soll, so nehmen wir nach der Schrift doch recht einen geschaffenen Träger dafür an. Dieser geschaffene Träger des geschaffenen Wesens unsres Erlösers ist nicht Gott selber, nicht Christus. Denn er ist der Schöpfer und nicht Geschöpf. Wir sagen zutreffend, meint Thomas von Aquin, Christus ist Mensch. Wir sagen nicht zutreffend: Christus ist Geschöpf.

Darum sehen wir jene geschaffene Vermittlung, die geschichtlich ausgesprochen in der Bibel im AT und NT, ja auch geahnt in sicher unsäglich zweideutigen Ausdrücken in der Mythologie usw. ...

Ob dieser Anstoß bei dem Calvinisten Barth etwas bewegte? Barths nach 1959 erschienene Schriften lassen eher vermuten, daß er den Brief achselzuckend beiseitelegte.

Eine größere geistige Verwandtschaft bestand zu Fritz Buri (1907–1995), dem Basler Professor und langjährigen Pfarrer am Marienmünster¹¹, – mit dem Klein ebenfalls korrespondierte. Mit Karl Rahner führte er intensive Gespräche, wenn dieser nach Rom kam. Er nahm den jüngeren Ordensbruder, dessen Theologie damals keineswegs unumstritten war, gegen Anfeindungen in Schutz. Auf Rahner geht die Äußerung zurück, Klein sei »vielleicht der bedeutendste katholische Theologe dieses Jahrhunderts«¹². – Inwieweit sie sich gegenseitig verstanden oder aneinander vorbeiredeten, vermag ich nicht zu beurteilen. Bei einem der täglichen Spaziergänge über den Pincio, die er mittags an Stelle der üblichen Siesta machte, fragte ich ihn einmal, was er von Rahners Theologie hielte. Er antwortete in Form einer »verdeckten Mitteilung«, – einer rhetorischen

11 Günther HAUFF, Art. Buri, Fritz, in: RGG⁴ 1, 1998, 1891.

12 GRESHAKE, Art. Klein (wie Anm. 1).

Figur, die er meisterhaft beherrschte –, ein Lehrer der beiden Rahner-Brüder habe ihm erzählt, die Rahners hätten noch einen weiteren Bruder gehabt, den ältesten; der sei bei weitem der Begabteste gewesen; aber er sei leider im Ersten Weltkrieg gefallen.

Mit Karl Rahner, aber auch mit den »dialektischen« protestantischen Theologen teilte Klein eine gewisse Geringschätzung des historischen Geschehens, der sogenannten »bruta facta«. Die historischen Gestalten des Jesus und der Maria von Nazareth waren für ihn vergängliche, den zeitlichen Mißdeutungen unterworfenen Gleichnisfiguren ewiger Wahrheiten. Er war der erste, aus dessen Mund ich als Zwanzigjähriger hörte, die leibliche Auferstehung Christi sei nicht als historisch faßbares Ereignis zu verstehen. Was mit dem Leichnam Jesu geschehen war, hielt er für unerheblich. Derartige, nur im Gespräch geäußerte Ansichten trugen ihm zeitweilig den Ruf ein, »Bultmannianer« zu sein. Die Geringschätzung der sogenannten »historischen Grundlagen« und die Auffassung vom äußeren Wort, dem *γράμμα*, als »Lüge« brachte ihn in den Augen mancher (nicht ganz zu Unrecht!) in die Nähe des Gnostizismus und Origenismus. Wie bedenklich diese Sicht in einer konkreten Situation werden konnte, zeigt sich daran, daß er Kandidaten, die ihm ihre Skrupel bezüglich des während des Studiums mehrfach zu leistenden Antimodernisten-Eides vortrugen (man sprach von diesem ungluten Erbe Pius' X. nur als von dem »Antimodernisten-Meineid«), diese Bedenken zu zerstreuen suchte, indem er sagte, man lüge ohnehin immer, sobald man den Mund aufmache – *omnis homo mendax*.

Trotz der relativ abgeschlossenen Struktur seines eigenen Gedankengebäudes war Klein ein großer Anreger. Einige seiner Schüler stieß er auf das Studium der Werke Hegels, andere auf Barth und Bultmann. Mich selbst und einige Kollegen ermunterte er, die Vorlesungen, die Stanislas Lyonnet (1902–1986) im Bibelinstitut über den Römer- und Kolosserbrief hielt, zu hören. Das war nicht nur streng verboten, sondern man mußte die obligaten Vorlesungen an der Gregoriana dafür schwänzen. Bei Lyonnet (der noch unter Johannes XXIII. Roncalli Lehrverbot erhielt und erst durch Paul VI. Montini rehabilitiert wurde), wurde man in eine der Klein'schen teilweise gegenläufige Tendenz der Exegese eingeführt. Man lernte die große Bedeutung von akribischer Philologie und Erforschung des historischen Umfeldes für das Verständnis eines Textes – und damit hatte man manchen Stoff für heftige Diskussionen mit Klein.

In seinen späten Jahren hat Klein allerdings in vieler Hinsicht um- und weitergedacht. Sein Denken und Reden kreiste nun um die tätige Liebe als Erweis auch des rechten Glaubens und das Wirken Gottes in allem und in allen. Diese Erwägungen hörten sich etwa so an: Wenn ein Chinese, ein Nichtchrist, sich hier auf der Straße um ein Unfallopfer kümmert und ihm das Leben rettet, hat der die wahre Liebe? Wirkt also in ihm Gott? Ist er also folglich ein gläubiger, begnadeter Mensch? Wirkt Gott alles in allem und in allen? Wirklich in allen? In Jesus? In den Heiligen? Auch in den Sündern? Gewiß! Auch in Napoleon? In Hitler? Gewiß! Könnten wir also beten: »Heiliger Hitler, bitte für uns!«? Aber sicher! Natürlich war Hitler in der vordergründigen, geschichtlichen Dimension kein Heiliger. Aber vielleicht tragen dafür mein Ordensbruder Rupert Mayer und ich selbst – in der geschichtlichen Dimension – die Verantwortung, weil wir damals in München nicht das Gespräch mit Hitler gesucht haben. »Ich erinnere mich noch gut, wie Pater Mayer abrupt erklärte: Hitler? Mit dem redet man nicht!« Im Kontext dieser Erwägungen und Erinnerungen sprach Klein auch von dem »sogenannten Bösen«, und für das die Welt beherrschende Chaos gebrauchte er das Bild von einem Teppich: Da wir nur die Unterseite des Teppichs mit einem Gewirr von Webfäden erblicken, erkennen wir in dem Bösen, dem Unheil der Welt keinen Sinn. Erst von oben, aus der Perspektive Gottes, wird das komplizierte, aber sinnvolle Muster des Teppichs – die Marienwahrheit! – sichtbar.

1989, im Alter von über hundert Jahren schrieb er mir aus Münster die beiden folgenden Briefe, auch sie Dokumente einer Partikel theologischen Denkens im 20. Jahrhundert.

M[ünster], 26.XI.1989.

Lieber Helmut!

Herzlichen Gruß! Das mich freudig überraschende neue *Insel Taschenbuch* it 1168 gibt mir Anlass, mich an Dich zu wenden als den mir einzig bekannten evtl. Fachmann (oder bin ich im Irrtum?) in folg. *Anliegen*: »Das Rheinische Marienlob«, nach den mir zugänglichen Quellen, Anzeigen, u. a. auch in diesem Taschenbuch, das bedeutendste, was je »in unserm geliebten Deutsch« geschrieben wurde über Maria, gibt es nur in einzig einer Handschrift, die vielleicht in dem ja jetzt plötzlich zugängl. Leipzig liegt.

Wer nimmt sich *dieser Sache* an?

Ich weiss, daß Bücher es nicht machen, nicht mal das uns so hl. »Buch d. Bücher«, aber Er, der alles in allem wirkte, wirkt, wirken wird, sollte er nicht - - -

Ich weiss es nicht. Aber ich durfte Dich doch fragen? Oder wen?

Dein Wilh. Klein S.J.

Haus Sentmaring
D-4400 Münster

2.XII.1989.

Lieber Helmut!

Herzlichen Dank. Du schreibst: »Den vollständigen Text des Marienlobs habe ich hierliegen. Wenn Du ihn haben möchtest, lass es mich wissen.«

Ich wäre Dir *sehr dankbar*, wenn ich 2 Kopien haben dürfte. 153 Seiten! Aus den Auszügen, die ich kenne, kann ich nur ahnen, welche Schätze im ganzen Text verborgen liegen.

Auch auf Dein Buch: »Der Ikonoklasmus des Westens« bin ich gespannt.

Bilder, Gleichnisse – ja, das ist kostbare Wegzehrung, solange wir noch unterwegs sind, u. noch nicht erkennen, wie wir erkannt sind.

Das Wort ist Fleisch geworden, von Ewigkeit zu Ewigkeit in Ihm, der alles in allem wirkte, wirkt, wirken wird, der die Liebe selber ist, u. nur Liebe wirken kann.

Die *Creatura immaculata*, das reine geschaffene Bild der Frau aller Frauen ist in die Tiefen jedes Geschöpfes eingegraben, wo wir es, mit dem Auge des Glaubens u. der Hoffnung alle sehen dürfen, auch jetzt schon.

»Denn wir sind Menschen voller Hoffnung«; das ist der Titel des Buches von Michael v. Brück, herausgegeben v. Jürgen Haase, München, Kaiser, 1988.

Gespräche mit dem XIV. Dalai Lama.

Wann kommt einmal ein Buch: Die Muttergottes in den Weltreligionen, in allen! in der Menschheitsliteratur?

in einem Schöpfungs-Universum etc.?

Inzwischen

Herzliche Grüsse

Frohen Advent!

Dein

Wilhelm Klein S.J.

Aber aber --

grad hab ich den Brief geschrieben --

Was kann mir hier die Handschrift helfen, da ich hier niemand finde, der sie mir leserlich ins heutige Deutsch übersetzt.

Wer [sic!] nicht eine konsequente Ergänzung *Deiner* Arbeiten, diese Mühe auf sich zu nehmen? Wie viele hast Du schon froh gemacht durch Dein kleines Marienbüchlein!
Und das ist – vergriffen!

Das »Rheinische Marienlob« hat Klein hinsichtlich seiner theologischen Aussagekraft wohl überschätzt. Nicht bekannt waren ihm die in bezug auf seine Theologie viel einschlägigeren Werke Hildegards von Bingen und der Mystikerinnen von Helfta.

Ob Wilhelm Klein der »bedeutendste« katholische Theologe des 20. Jahrhunderts ist, wird vielleicht im 21. Jahrhundert oder noch viel später entschieden werden, auf der Grundlage seines dann hoffentlich ganz publizierten handschriftlichen Nachlasses. Mir persönlich ist kein größerer lebender Denker (und Beter) begegnet. Bedeutend ist er, insofern sein Denken über den Umgang mit der Bibel und der geistigen Tradition des Christentums überhaupt, mit anderen Worten: sein sprachtheologischer Ansatz im Rückgriff auf Origenes und Augustinus, keineswegs eine skurrile, unzeitgemäße Episode ist, sondern sich für die zukünftige Gestalt der christlichen Religion als relevant erweisen wird. Bedeutend und in die Zukunft weisend sind auch seine um die geistige Gestalt der unversehrten Schöpfung kreisenden Erwägungen. Und er steht hier in einer großen, wenn auch heute leider weitgehender Vergessenheit anheimgefallenen Tradition: der des Origenes, Augustinus, Hildegards von Bingen, Mechthilds von Magdeburg, Gertruds von Helfta, Jakob Böhmes und vieler anderer. Überholt ist dagegen das »Jesuitische« an seinem Denken: Die verbale, im Grunde unehrliche, Rechtfertigung eines Kirchensystems, das unter dem Papst Pius XII. in Agonie lag, und die Ideologisierung des Priesterzölibats und des Gehorsams gegenüber unfähigen Vorgesetzten als »Opferleben«.

Die mögliche Weiterführung der Gedanken dieser sokratischen Gestalt der Neuzeit liegt nicht in der Anpassung dieser Ideen an die Sprachregelungen eines herrschenden dogmatischen oder wissenschaftlichen Systems, auch nicht in der Reduzierung seiner Marien-Idee auf ein »biblisches« Maß, wie Frau Hallensleben meint. Denn gemessen an den zu seinen Lebzeiten und auch heute noch innerhalb des katholischen und reformatorischen Christentums gebotenen Sprach- und Denkregelungen ist Wilhelm Klein der größte Ketzler des 20. Jahrhunderts, so wie es Origenes in der Alten Kirche, Franziskus von Assisi in der Christenheit des Mittelalters war. Mit diesen beiden teilt er die souveräne Unabhängigkeit eines die Zeiten überfliegenden Denkens ebenso wie die Betonung der Zugehörigkeit und Treue zur Kirche. Eine Diskussion und Weiterführung der spirituellen, meditativen Theologie Kleins wird es geben, wenn noch mehr Texte aus seinem handschriftlichen Nachlaß ans Licht gekommen sind und sich einige Theologinnen und Theologen der kommenden Generation finden, die genügend Mut und geistige Unabhängigkeit haben, seinen Gedanken standzuhalten. Für dieselben scheint das zu gelten, was Goethe über die hinterlassenen Papiere Justus Möser's bemerkt hat¹³: »Und wären es nur Fragmente, so verdienen sie aufbewahrt zu werden, indem die Äußerungen eines solchen Geistes und Charakters gleich Goldkörnern und Goldstaub denselben Wert haben wie reine Goldbarren und noch einen höheren als das Ausgemünzte selbst.«

13 J. W. GOETHE, Werke. Hamburger Ausg. Bd. 12, München 1981/1998, 320.